

Israel – seit 1948 war er ständiges Mitglied bei den Vereinten Nationen, 1950–1959 Botschafter in den Vereinigten Staaten, später Erziehungsminister und Kultusminister, stellvertretender Premierminister und heute Außenminister von Israel – möchte mit seinem Buch Verständnis wecken für das jüdische Volk. Wie kein anderes nimmt es ständig Bezug auf seine Frühzeit, die meisten seiner heutigen Schwierigkeiten lassen sich gerade auf diese geschichtsgebundene Tradition zurückführen wie z. B. die Frage, welche Gebiete Palästinas israelisches Siedlungsgebiet sein sollen. Abba Eban fühlt sich mit allen Fasern seines Wesens diesem Volk und seiner Geschichte verbunden, einer Geschichte, die sich »in all ihren Phasen höchst einzigartig ausnimmt und im Widerspruch steht zu allen historischen Gesetzen«. Er ist stolz auf die Einzigartigkeit seiner Entwicklung, immer wieder schildert er die Ereignisse, die es verhinderten, daß dieses Volk unterging, gleichgültig, wie gedemütigt, wie geknechtet und wie verfolgt es wurde. Für ihn ist es Bestandteil des jüdischen Wesens, die Fähigkeit zu bewahren, sich selber treu zu bleiben. So besteht auch für ihn kein Zweifel daran, daß die jüdische Anschauung von den Dingen die rechte ist, und daß also die Juden recht tun, an dieser Anschauung festzuhalten, koste es, was es wolle. Und gerade dieser »Koste-es-was-es-wolle«-Standpunkt, der die dreitausendjährige Geschichte der Juden so faszinierend und achtung-einflößend macht, ihre Führer seit Abraham so standhaft und siegesgewiß ihr Ziel verfolgen läßt, trägt dazu bei, den zweiten Teil des Buches, der die Zeit seit dem Ersten Weltkrieg schildert, also die Geburt der »Nationalen Heimstätte«, abfallen zu lassen. Während es bis zu diesem Zeitpunkt dem Autor richtig und wichtig erschien, unter den Juden in aller Welt ein breites Spektrum der Meinungen zu finden, die nur einen gemeinsamen Nenner kannten, den alle verbindenden Glauben, scheint ihm seit dem Aufkommen des Zionismus jeder suspekt, der eine andere Lösung des Palästina-Konfliktes auch nur ins Auge faßt als durch die Stärkung des Staates Israel – in seinen selbstgewählten Grenzen, wohlgeordnet. Nationalisten sind die Araber – nicht die Israeli, und der Sechstagekrieg 1967 zählt in Ebans Sicht »zu Israels erhebensten Stunden«, der alte Leitbilder zu neuer Bewährung brachte und gerade rechtzeitig kam, um innenpolitische Querelen und Diskussionen über Israels Rolle als »besonderer« Staat zu beenden. Für ihn ist eine »jüdische Lösung« des Palästina-Konfliktes dann gegeben, wenn »Prinzipientreue und ein Instinkt für Effizienz« sich verbinden. Schon diese kurzen Zitate zeigen wohl, wieso dem zweiten Teil der »Geschichte der Juden« der Schwung und die Farbigkeit des ersten Teils abgehen und die Lektüre eher an regierungsamtliche Pressedienste als an eine Biographie des jüdischen Volkes gemahnt. Nun ist es allerdings auch weitaus leichter, Dinge zu schildern und Helden zu beschreiben, die seit 3000 Jahren der Vergangenheit angehören, als heute das israelisch-arabische Problem mit Sechstagekrieg, Palästinaflüchtlings und »Vergeltungsschlägen« zu idealisieren oder auch nur den Versuch dazu zu machen angesichts eines Lesepublikums, das die geschilderten Ereignisse Tag für Tag in den Zeitungen und im Fernsehen verfolgen kann – weit ab von aller Idealisierung. Gerade weil Eban jedoch niemals verleugnet, auch als Parteipolitiker seinem Volk verbunden zu sein, weil er sich mit solcher Leidenschaft zu dem bekennt, was er für sein Volk für richtig und wünschenswert hält, nimmt man ihm die einseitige Sicht der Geschichte der letzten vierzig Jahre nicht übel – man bedauert höchstens, daß er Schwung und Spannung des

ersten Teils nicht durchhalten konnte. So bleibt das Buch bei aller Gebundenheit an den Zionismus seines Autors eine großartige Schilderung der jüdischen Geschichte, der Geschichte eines Volkes, das Helden hervorbrachte, wenn die Umwelt es verlangte, und eine Kultur, die über 3000 Jahre nichts von ihrer Schönheit und Größe eingebüßt hat, vielleicht gerade, weil sie nicht an steinerne Monumente gebunden war, sondern an die sich immer erneuernde Kraft der Bücher und ihrer Überlieferung.

Helga Humbach

DIE HEILIGEN STÄTTEN. *Auf den Spuren Jesu.* Text: Wolfgang E. Pax. Fotos: David Harris. Graphische Gestaltung: Paul Kor. Herausgegeben von Mordecai Raanan unter Mitarbeit von P. Anders, S. Kolbi, Z. Aner und M. Naor. Vorwort: Peter Bamm. (Die englische Originalausgabe erschien bei Weidenfeld and Nicolson in London und Jerusalem 1970 unter dem Titel: »In the Footsteps of Jesus. A Pilgrimage to the Scenes of Christ's Life«.) Olten-Freiburg i. Br. 1970. Walter-Verlag. Großformat, 231 Seiten.

Gleichzeitig in Kanada, Großbritannien, den Vereinigten Staaten, Frankreich, Italien, der Schweiz und in Israel veröffentlicht, kommt dieses prachtvolle Werk zu einem erschwinglichen Preis auf den Markt. Es enthält 83 Farbtafeln neben 48 Schwarzweißbildern, die alle Stadien des Lebens Jesu illustrieren (am Anfang hätte man sich vielleicht noch ein Bild aus dem im Text S. 20 erwähnten Sepphoris von dem legendären Elternhaus Mariens gewünscht). Wenn am Anfang des Textes die deutsche Übersetzung sagt: »Das Leben Jesu ist aus der Landschaft zu verstehen«, so gibt sie die Absicht des Buches allerdings mißverständlich übertrieben wider. Was der Urtext sagte, war: »The life of Jesus is made more real and immediate, when it is visualized against the landscape«; der Text macht es dann ganz deutlich, daß lediglich eine Ergänzung zu dem aus anderen Quellen zu gewinnenden Verständnis des Lebens Jesu beabsichtigt ist. Dabei wird nicht nur an Landschaft, Volksleben und Archäologie, sondern auch an der Tradition der Heiligen Stätten Interessierten Rechnung getragen. Es werden also auch, ohne irrelevante historische und ästhetische Kritik, Ansichten neuzeitlicher Kirchen gezeigt (hierzu im Text besonders sympathisch die Deutung der Verkündigungskirche in Nazareth). Trotz der volkstümlichen Ausrichtung des Buches muß auf einige unbefriedigende Punkte in den Beschriftungen der Abbildungen hingewiesen werden. Offensichtlich lag der englische Text zugrunde: S. 138 wird: »Another famous pool in Jerusalem is the pool of Siloah« wiedergegeben mit: »Der Teich von Siloah ist ein anderer Wasserteich«; der Vergleich mit dem englischen Text zeigt, daß im deutschen eine Reihe hilfreicher Hinweise ausgelassen wurden, z. B. auf die Kirche, die nach der Tradition die alte Synagoge von Nazareth enthält (18, 81), ikonographische Details von Gemälden (14, 28), topographische Details im Stadtbild von Bethlehem (37), die Inschrift in der Kapelle Dominus flevit (164), das Vorbild des Doms zu Salzburg für die Kirche in Kana (94) oder auch nur die für das Speisewunder nicht unerhebliche Größe der Petrus-Fische (111). Die S. 142 gezeigten Besucher der Kirche in Bethanien sind nicht »nuns in white veils« (geschweige denn »Gewändern«), sondern (deutsche) Diakonissen. Weniger leicht zu entschuldigen ist, daß es S. 178 heißt: »Die [jedem Kind als modern erkennbaren] Fresken [statt: inscriptions] stammen aus dem

12. Jahrhundert« oder S. 208 gar statt »Trauergäste« (mourners) »Trauergebete«.

Aus dem Text sind an dieser Stelle hervorzuheben die Beschreibung des religiösen Jugendunterrichts, der Hausliturgie und der Wallfahrten (58 ff.), die Darlegung der Unterschiede zwischen Christentum und Qumran (76 f.), die Bezugnahmen auf die Pharisäer (99 f., 116), der Abschnitt »Der Verfolgte« (133 ff.) und die Darstellung des Prozesses Jesu (168–175). Ergreifend die Schilderung des Blickes von der Kapelle Dominus flevit. Daß das Buch in Israel gedruckt wurde und Juden auch sonst an seiner Herstellung mitgewirkt haben, darf man als Beweis hinnehmen, daß dieses für christliche Pilger (im Fleisch oder im Geist) von Wolfgang E. Pax OFM, Professor für Biblische Studien in Jerusalem, ökumenisch geschriebene Buch nichts enthält, was anstößig sein könnte; daß dies gelungen ist, ohne die Darstellung des Wesentlichen zu beeinträchtigen, ist besonders erfreulich. Die Bibliographie (225 ff.) ist wertvoll durch Hinweise auf Literaturgruppen für die einzelnen Stätten. Das Ortsregister leidet unter den bekannten sprachlichen Schwierigkeiten. Zu beachten ist die als Vorsatzblatt abgedruckte Karte des Heiligen Landes aus Ortelius' Atlas. Der Schlußsatz des Vorwortes (von Peter Bamm) zur deutschen Ausgabe sagt im Bezug auf den Text: »Der weise Verzicht des Autors auf jegliche Polemik macht es möglich, die Bilder mit Genuß zu betrachten und den Bericht über die Heiligen Stätten ohne Groll zu lesen.« Das ist heute schon viel.

Dr. John Hennig/Basel

KIBBUZBEWEGUNG (Hrsg.): Gespräche mit israelischen Soldaten. Mit Vorwort von Jean Améry. Originaltitel: Siach Lochamim. Aus dem Hebräischen übersetzt von Susanne Euler. Darmstadt 1970. Melzer Verlag. 404 Seiten.

»Wie lange wird das so weiter gehen, daß unser Volk kämpfen muß. Ich gehe von einem Krieg in den nächsten. Wie lange soll das so bleiben?« – »Ich würde gern in den Krieg gehen, wenn ich wüßte, daß es der letzte Krieg ist. Ich weiß aber, daß dies ein Sterben ohne Ende ist.« – »Jahrelang sind wir gegen den Krieg erzogen worden. Es scheint aber, daß das keinen Sinn hat. Es gibt etwas, das uns auferlegt ist.«

Diese Aussprüche entstammen einem kleinen Buch, das in Israel als eine der wichtigsten Früchte des Sechstagekrieges betrachtet wird. Der Titel heißt »Gespräche unter Kämpfern«. Als Herausgeber zeichnen einige jüngere Mitglieder der Kibbuzbewegung. Sie haben unmittelbar nach dem Krieg mit einem Tonbandgerät 30 Kibbuzim verschiedener Parteirichtung besucht, mit zurückgekehrten Soldaten über den Krieg gesprochen und die wesentlichsten Äußerungen ohne redaktionelle Veränderungen veröffentlicht. Das Büchlein ist Ende vergangenen Jahres als Privatdruck erschienen. Es wurde aber bald auch außerhalb der Kibbuzbewegung bekannt und wird seitdem weithin diskutiert.

Dieser Sammlung von Gedanken und Aussprüchen kommt besondere Bedeutung zu, weil die Kibbuzbewegung einen überdurchschnittlichen Anteil am Offizierskorps der israelischen Armee stellt und ungewöhnlich große Opfer gebracht hat. Die Bevölkerung der Kibbuzim umfaßt vier Prozent der Gesamtbevölkerung; ihr Anteil an den Kriegsoffern betrug 25 Prozent.

Die Aussprüche der Kibbuzim verraten eine Geisteshaltung, die mit dem Bild, das man gemeinhin – innerhalb

wie außerhalb Israels – von ihnen zu haben pflegt, nicht durchweg übereinstimmt. Sie sind weniger nüchtern, weniger realistisch als gewöhnlich angenommen wird. Sie sind nachdenklich. Sie versuchen zu verstehen, was es mit ihnen selber, mit ihrem Leben, mit ihrem Staat, und vor allem mit dem Krieg eigentlich auf sich hat. Deutlich zeigt sich ein fatalistischer Grundzug. Besonders auffällig ist, daß immer wieder Argumente und Stimmungen zum Vorschein kommen, die nicht anders als pazifistisch bezeichnet werden können. Trotz des Kampfgeistes, den sie bewiesen hat, verabscheut diese Jugend den Krieg. Sie versteht ihn nicht als erlaubtes oder gar erwünschtes Mittel der Politik, und wenn sie angesichts der feindlichen Umwelt seine Notwendigkeit anerkennen muß, dann empfindet sie diese Notwendigkeit als bitter, als schmerzlich, als unmenschlich. Sie ist erzogen worden, aufzubauen, Neues zu schaffen, nicht zu zerstören und zu töten. Unter diesem Widerspruch leidet sie.

Die jungen Israelis dieses Buches kennen keinen Haß. Sie kennen keinen Siegestaumel. Sie denken hoch vom Wert des Lebens. Sie sind bestürzt angesichts der Erkenntnis, daß der Krieg Menschenleben so billig macht. Es fällt ihnen schwer zu töten. Ein Soldat fand ein Foto mit zwei lachenden Kindern. »Ich habe den Vater dieser Kinder getötet. Das verfolgt mich.« Ein anderer: »Ich tötete eine Gruppe von drei Soldaten. Einer war wie ein Kind. Er sah aus wie 16 oder 17. Es war ein unschuldiger Blick in seinen Augen. Was hat er mir getan, daß ich ihn tötete?« Ein Kamerad gibt die Antwort: »Wenn Du ihn leben läßt, tötet er Dich und Deinen Kameraden. Vielleicht werden jetzt unsere Leute getötet von denselben Männern, die wir am Leben gelassen haben. Oder wenn nicht jetzt, dann werden sie uns das nächste Mal töten!« – »Aber nur, wenn diese Kette des Tötens einmal irgendwo unterbrochen wird, gibt es Hoffnung auf Frieden! Sonst gibt es überhaupt keine Hoffnung! Jede Gewalttat verstärkt den Haß!«

Die Kibbuzniks dieser Gespräche nehmen ihre Verantwortung, ihre Mitverantwortung ernst. Sie bleiben menschlich, auch dem Feind gegenüber. Sie empfinden mit den Fliehenden, mit den Frauen und Kindern. Um keinen Preis wollen sie, daß der Krieg in ihrem Leben etwas Selbstverständliches wird. Sie fürchten den degradierenden Einfluß, den das Kriegshandwerk selbst auf moralisch gefestigte Menschen ausüben kann. »Bei aller Rechtfertigung des Krieges von unserem Standpunkt aus – wie können wir verhindern, daß wir Militaristen werden, daß wir Eroberer werden auf Kosten anderer Völker, daß wir beginnen, die Araber zu hassen? Wie können wir verhindern, daß unsere Kinder sagen ›Gerechtigkeit? Gibt es doch nicht! UNO? Quatsch!‹ Wie soll man, nach allen diesen Erfahrungen, noch an absoluten Werten festhalten? Das ist ungeheuer schwer! Und doch! Wir müssen auch dafür kämpfen!« Manche Äußerungen wirken weich und gefühlvoll. Einer sagt: »Wir müssen noch viel mehr Kinder haben!« – »Damit es mehr Soldaten gibt?« – »Nein, damit die, die fallen, nicht zu sehr vermisst werden.« Alle aber sagen: »Wir müssen leben! Niemals darf es zu einem Auschwitz in Israel kommen!« Die Vernichtung des Volkes zu verhindern – das ist die Aufgabe und die Rechtfertigung des Kämpfens.

Manches in dem Büchlein erinnert an die deutschen »Kriegsbriefe gefallener Studenten« und ähnliche europäische Veröffentlichungen. Jedoch entspringt und entspringt es ganz und gar der besonderen Lage Israels. Das